Serien

Retterin naht

Superheldinnen führen in der Popkultur ein Schattendasein – während Spider-Man und Batman in Blockbustern und TV-Serien eine Karriere jenseits des Comichefts glückte, war den Filmen mit Catwoman, Supergirl und Elektra kein Erfolg beschieden; die letzte Serie mit einer Comicheldin („Wonder Woman“) wurde in den USA 1979 abgesetzt. Jetzt aber scheint die Zeit für Planetenretterinnen mit Superkräften gekommen: Nachdem der amerikanische TV-Sender CBS vor Kurzem erfolgreich eine wöchentliche „Supergirl“-Show gestartet hat, stellt Netflix am 20. November die ersten 13 Folgen der Marvel-Serie „Jessica Jones“ ins Netz. Im Gegensatz zum grundguten Supergirl ist die schwarzhaarige und übellaunige Jessica (Krysten Ritter) ein Charakter mit Abgründen: Ausgestattet mit eher zweifelhaftem Flugtalent, lebt sie als Privatdetektivin in New York und versucht zu vergessen, dass sie für den Tod eines Menschen verantwortlich ist. Zu ihren bevorzugten Beschäftigungen zählen Besäufnisse und Sex, dazu kommt der Kampf gegen ihren Erzfeind Killgrave (David Tennant), einen Gedankenmanipulator. Das Ganze sieht aus wie ein edler, von satten Neonfarben gebrochener Hollywod-Noir-Film, der seiner Heldin bei allem Seelenschmerz etwas gönnt, was die wenigsten ihrer Kolleginnen haben: Humor. das

Kino

Wunder und Schrecken

Minnie (Bel Powley) ist 15 Jahre alt, trägt einen schrecklichen Haarschnitt und will Comiczeichnerin werden. Gleich zu Beginn von „The Diary of a Teenage Girl“ (Start: 19. November), eines hinreißenden Spielfilms über ein Mädchen auf Selbstfindungstrip im San Francisco des Jahres 1976, verrät sie dem Kinozuschauer, dass sie soeben zum ersten Mal Sex hatte. Sie geht ausgerechnet mit dem Liebhaber ihrer Hippiemutter (Kristen Wiig) ins Bett, dem smarten Mittdreißiger Monroe (Alexander Skarsgård), findet bald aber auch gleichaltrige Jungs und Mädchen scharf. Die Regisseurin Marielle Heller wurde für dieses Erstlingswerk über eine Zeit, in der man in Kalifornien noch beinahe alles für erlaubt hielt, was nach Liebe aussah, von vielen US-Kritikern gefeiert – völlig zu Recht. Ihr Film beruht auf einer halbwegs bekannten Graphic Novel, manches Filmbild ist mit Blumen verziert. Es ist eine Zeitreise in eine Wunder- und Schreckenswelt aus Späthippietum, Rock ’n’ Roll und feministisch grundierter Kunstbegeisterung. höb

SONY PICTURES

Wiig in „The Diary of a Teenage Girl“

Elke Schmitter Besser weiß ich es nicht

Symbolpolitik

Barack Obama, der erste farbige Präsident der USA, hat sich für das Cover des US-Magazins „Out“ fotografieren lassen. „Out“ ist das coole politische Medium für LGBT-People, also für lesbische, schwule (=gay), bisexuelle und Transgender-Leute; der Vollständigkeit halber gibt es auch das deutsche Akronym LSBTTIQ (+transsexuell, intersexuell und queer), oder es wird, um niemanden auszuschließen, an die Buchstabenreihe ein Sternchen * gehängt. Man lernt nie aus. Das Obama-Porträt auf dem Cover zeigt Kraft und Zuversicht vor einem neutralen Hintergrund; der Präsident trägt einen dunklen Anzug, eine diskrete Krawatte und ein weißes Hemd. Im Magazin selbst ließ er sich lächelnd mit aufgekrempelten Ärmeln vor den Insignien von Geist und Bürgerlichkeit ablichten: einer raumhohen Bücherwand mit schweren Bänden, die von jenen Aspekten der Bildung zeugen, die Literatur schweigend anschaulich macht: dass sie Zeit kostet, und dass ihre Substanz in Stille und allein aufgenommen wird. Eine Lampe mit Messingfuß und ein Beistelltisch im Antikstil vervollkommnen die Aura des Bildungsbürgers. Und auch in dem zugehörigen Interview spricht Obama von den Ideen, von denen er sich prägen ließ, wie sie zu seiner Botschaft, der eines Juristen, passen: die Gleichheit vor dem Gesetz als erste und oft auch letzte Forderung, die ein Bürger bei seinem Staat geltend machen kann.

Obama hat als Präsident die schwarze Community enttäuscht. Er ließ viele Gelegenheiten vorübergehen, bei denen er den Rassismus in den USA hätte benennen und verurteilen können, der während seiner Amtszeit an Brutalität noch zugenommen hat. In seinen Memoiren „Ein amerikanischer Traum“ beschreibt er die zögernde, ambivalente Erfahrung mit diesem Element seiner Identität. In der Botschaftsbibliothek von Jakarta, wo er als Kind mit seiner weißen Mutter wohnte, las er von einem Schwarzen, der versucht hatte, sich eine neue Haut zuzulegen. „Mein Blick hatte sich gründlich verändert. Bei den importierten Fernsehshows, die abends liefen, fiel mir nun auf, dass Cosby in ‚I Spy‘ nie das Girl bekam und dass der Schwarze in ‚Mission: Impossible‘ seine ganze Zeit im Untergrund verbrachte. Mir fiel auf, dass in dem Weihnachtskatalog von Sears Roebuck, den die Großeltern uns geschickt hatten, niemand so aussah wie ich und dass der Weihnachtsmann ein Weißer war.“

Die Normalität der Normalen ist ein Zustand seliger Naivität. Er kann sich durch Einsicht verändern; wenn die Vertreibung aus dem Paradies aber von Schuldgefühlen begleitet ist, weckt sie oft Ressentiments. Die zu schüren, hat Obama immer vermieden. „Die Leute waren zufrieden, solange man höflich war und lächelte und keine abrupten Bewegungen machte. Sie waren mehr als zufrieden, sie waren geradezu erleichtert – wie angenehm, einem wohlerzogenen jungen Schwarzen zu begegnen, der nicht andauernd zornig war.“ Dass er sich nun für „Out“ ablichten ließ, ist nur auf den ersten Blick paradox: Den Rassismus sollen Weiße bekämpfen, den Antisemitismus nicht Juden, und gerade weil Obama nicht schwul ist, gehört er auf das Cover von „Out“.

An dieser Stelle schreiben Elke Schmitter und Nils Minkmar im Wechsel.